

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 7 (1917)  
**Heft:** 38  
  
**Artikel:** Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]  
**Autor:** Wenger, Lisa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640930>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

22. September

## □ □ Zwei Gedichte von Walter Morf, Bern. □ □

### I de Heimatbärge.

Liebi Heimet, luegsch mi glänzig  
Wie mit Muetts Auge-n-a,  
Wird's mer wider wie vor Jahre,  
Wo's mi a der Hand het gha. —

I cha's nid a d'Glogge hänke,  
Wie's da obe um mi schteit:  
D'Liebi macht keis großes Wäse,  
Wo me tief im Härze treit.

Nume-n-eis, das trybt's mi z'läge,  
Wenn mi Heimet zue mer redt:  
„O, wie cha mi dä erbarme,  
Wo keis Härz für d'Heimet het!“

### Herbstmonet.

Eis Beji het zum andere gseit:  
„Mi merkt kei Mangel wyt und breit,  
'S blüecht schön und's ma alls ryfe.  
'S git derig, si chöü nie gnue gseh,  
Sy d'Schpycher voll, heißt's no: Herrjeh,  
Mir möge gly nimm' gschlüüfe.“

„Da hejch de rächt“, het ds andere gmacht,  
„Mi schafft am Tag und löiuet z'Nacht,  
So chunt me nid veruse.  
Und cha de glych no für die Zyt,  
Wo alles brach am Bode lyt  
Chly süeße Saft erhuße.“

Dä Bridt het ds Sunnemüetti gfröüt.  
Es het sys Guld i d'Blüeschtli gschtröüt,  
Und 's het sedh druuf chly borget.  
Und amene-n-Ort isch imene Loch  
E Hamschter gläge wie-n-es Bloch  
Und isch im Chorn erworget.

## □ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Als alle gegangen und er allein war, sank Martin erschöpft auf das Ruhebett, das in dem Ankleideraum stand, seinen Kopf mit beiden Händen haltend, die Arme auf die Knie gestützt.

Bin ich das? Bin ich das? dachte er unaufhörlich. Galt mir das Klatschen, das Rufen und Winken? War ich es, der in silberblinkendem Harnisch sang, der sich da draußen verneigte und verbeugte und dessen Herz das einmal wie in einem Rausch jauchzte und der sich doch wieder dabei vorkam, als stehe er am Pranger? Bin ich das wirklich gewesen? Warum bin ich nicht die Treppe hinuntergelaufen und fortgegangen? Ein Gewirr und Gegaufel ohnegleichen peitschte seine Gedanken. Er suchte einen Halt, einen Ruhepunkt, und fand nichts. Vis! Ihr Köpflein hatte er nickend gesehen, weit weg, irgendwo im Raum. Wie eine Prinzessin. Das Köpfchen verschwand, und er hörte

wieder das Toben der Menge. Die verfolgende Musik setzte wieder ein: Mein Vater Parsifal trägt seine Krone. Der Theaterdiener kam und schleppte einen Teil der Kränze herbei. Der Friseur kam zum Abschminken. Martin regte sich nicht. Sie sahen ihn an, ungewiß, was sie tun sollten.

„Herr Born, können wir Ihnen mit irgend etwas helfen? Sie haben so schön gesungen, Herr Born,“ sagte der Diener. „Ich habe fast gebetet. Ich bin froh, daß ich diesen Abend erlebt habe.“ Martin lächelte. Die paar Worte des Mannes freuten ihn. Aber er mochte kaum reden. Seine Lider waren bleischwer.

„Könnte ich nicht ein wenig ruhen?“ fragte er. „Ich bin so müde. Nur ein paar Minuten.“

„Ich warte vor Ihrer Türe, Herr Born. Es soll mir keiner hereinkommen.“ Martin schloß die Augen. . . . Mein Vater Parsifal trägt seine Krone . . . sein

Ritter bin ich, bin Lohengrin genannt. Wie sollst du mich befragen . . . Lis . . . dann wieder das Toben der Menge, fast schmerzlich laut, und dann nichts mehr. Martin schlief.

Nach fünfzehn Minuten weckte ihn der Diener.

„Es tut mir leid. Aber das Festessen ist für zwölf Uhr angesetzt. Sie möchten warten lassen, es sind dreißig Personen,“ entschuldigte er sich. Martin fuhr auf.

„Natürlich, ich danke Ihnen. Es hat mir gut getan. Mein Kopf ist viel klarer,“ sagte er und gab dem Diener Geld mit einem Dank für seine Mühe. Der Mann nahm das Geld mit selbstverständlicher Gebärde, den Dank aber nahm er verwundert entgegen.

Das Fest war aus. Die Lichter wurden gelöscht. Die Blumen welkten auf der langen Tafel. Das Blitzen des Kristalls schlief ein, das Strahlen des Silbers wurde zu Asche, leere, trübselige Weinflaschen standen auf der öden, verlassen weißen Fläche. Die Stühle warteten charakterlos auf neue Gäste. Der edle Wein in den halbleeren Gläsern versprühte langsam Kraft und Geist und die freundlichen, geschwägigen Kaffeetäßchen träumten schon ihren einfachen Traum. Ein einziges, armes Lichtlein brannte noch. Der große, goldene Saal, heiß und dünnig und erfüllt von einer Atmosphäre verblaßter Freude, war still und leer. Diener huschten auf leisen Sohlen herum, suchten nach zurückgelassenen Trinkgeldern, tranken die Flaschen aus, flüsterten zusammen und warfen geisterhafte, groteske Schatten an die Wände. Martin Borns Glückstag war zu Ende. . . .

Er konnte nicht schlafen. Schon flutete das Morgen-geräusch durch die Straßen und noch tanzten die Eindrücke des vergangenen Tages in huschendem Reigen vor seinen Augen. Ein Chaos sich bekämpfender Gefühle bestürmte ihn. Er suchte nach einer einzigen Stunde unter den vielen rauschenden und blendenden, die ihn glücklich gemacht. Er fand keine.

Die Aufregung, die er vor der Vorstellung mit seinem ganzen Willen bekämpf und der er Herr geworden, die Erregung, der Rausch, der ihn der freudetrunkenen Menge gegenüber gepakt, die hohe Befriedigung ob des erreichten Zieles und die innere Befangenheit und Scheu, die ihn während des ganzen Abends und der festlichen Nacht gequält, hatte seine Seele geknebelt und seine Nerven gemartert.

Ein plötzliches, heftiges Heimweh überfiel ihn. Ein so starkes Sehnen nach daheim, nach seinem Dorf, seinem Garten, nach seinem Singen unter den grünen, hohen Bäumen, nach Lis, mit der er Hand in Hand im Wald gegangen, daß er aufspringen wollte, abschütteln, was nicht zu ihm gehörte, und heimgehen. Wohin? Er hatte kein Heim mehr.

Heftig warf er sich herum. Lis regte sich. Martin erschraf. So weit war er verirrt, daß er sein Heim da suchte, wo Lis nicht war? Gewaltig nahm er sich zusammen und zwang sich, seine Gedanken zu fassen und sie zu unterjochen. Er wollte das Leben beherrschen, das er sich gewählt. Gewohnheit würde langsam seine Seele abstumpfen, daß sie nicht mehr zugleich aufsaugte und zusammenzuckte unter dem Beifallsgeheul der Menge, nicht sich verkroch, um ein paar übertriebener Lobesworte willen.

Er wollte nicht vergessen, daß er sein Leben nicht um seiner selbst willen zu leben hatte, sondern um der Geliebten willen, die sich und ihr Glück ihm anvertraut. Sie war so übermütig gewesen, so über die Maßen reizend und köstlich in ihrer sprudelnden, kindlich überschäumenden Freude. Sie war glücklich gewesen, sie hatte es ihm gesagt. Er mußte das Wort noch einmal hören.

„Lis, liebe Lis, bist du zufrieden mit mir?“ fragte er leise. Es ging ein Lachen über ihr schlaftrunkenes Gesicht. Sie nickte ein wenig mit dem Kopf und murmelte „Ja“. Da wandte sich Martin beruhigt um und konnte nun endlich einschlafen.

\* \* \*

Die hohen Bogen in und um Martin hatten sich gelegt. Er ging seinen Weg weiter und begegnete der zweiten Aufführung des Lohengrin mit mehr innerer Ruhe als das erste Mal. Zwar riß ihn der Sturm, der das Haus durchtobte, wieder mit, daß er am ganzen Körper bebte und sein Herz mächtig klopfte. Aber er verstrickte sich nachher, als es still wurde, nicht mehr so tief in Gedanken und Gefühle, die ihm bitter zu empfinden waren. Den Lobhudeleien, der maßlos rühmenden Presse, den langen Reihen von Besuchern setzte er mehr Gleichmut entgegen, und die Ruhe, die auf dem festen Boden seiner Eigenart stand. Er fand sich stets, schwankte er einmal, zu ihr zurück.

Der einzige Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Aufführung war der, daß er nicht mehr allein, sondern mit Lis hinfuhr. Als sie vor der Vorstellung vor ihm erschien in ihrem goldfarbenen Mantel und dem blühenden Geschnitzten im Haar und am Kleid, legte es sich ihm, dem Einfachen, Bescheidenen, wie eine schwere Bangigkeit auf das Herz. Mußte diese Herrlichkeit nicht wieder in Staub und Asche zerfallen? Er und sie waren doch nicht Prinz und Prinzessin wie im Märchen. Noch war er andern verpflichtet, noch war das alles geliebtes Gut und geschenktes.

„Ich weiß nicht, Lis, ob wir recht daran tun, allen diesen wundervollen Schmutz von Fräulein van Anudel anzunehmen. Es ist zu viel. Es bedrückt und beschämt mich.“

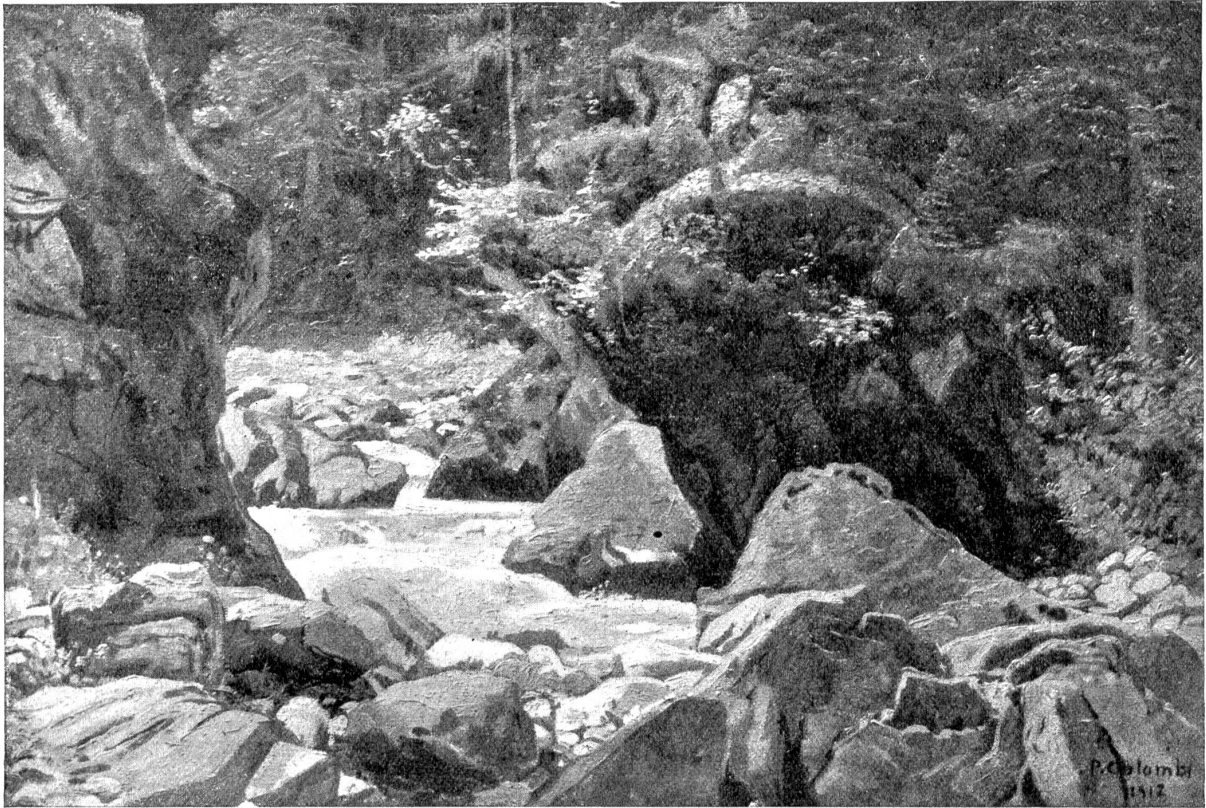
„Aber sie schrieb doch, daß sie keinen Schmutz trage. Wir berauben sie nicht.“

„Was können wir ihr, Liebste, tun, das dem Wert dieser Steine entspräche?“

„Ach, Martin, freu dich doch darüber. Du hast doch ihren Brief gelesen. Und Sorella riet uns, das Geschenk anzunehmen,“ rief Lis und legte schützend die Hand auf das Ketten, das ihren Hals umschloß. Wir stehen außerhalb des Gewöhnlichen. Warum sollten wir uns nicht Außergewöhnliches schenken lassen? Als Dank für deine Kunst!“

„Ach, danke mir doch niemand! Gehörte sie doch noch mir und nicht der Menge,“ rief Martin fast leidenschaftlich. „Dieser Dank ist es ja, der mich so tief beschämt; so klatschen sie im Zirkus, so bejubeln sie den grotesken Sänger im Tengel-Tangel.“

„Ach, weißt du, Martin, das ist lächerlich,“ sagte Lis und zuckte die Achseln. „So lange die Welt steht, dankt man dem Sänger durch Beifall. Was ist dabei? Du hast dich doch gefreut.“



Plinio Colombi: Waldbach.

(Aus „O mein Heimatland“, Schweiz. Kunst- und Literaturkalender, 1914. Verlag Gustav Grunau, Bern.)

„Ja. Aber die Freude verflog bald in alle Winde und ein beschwertes Herz blieb mir zurück. Ich will mich aber heute zusammennehmen. Bianchi freut sich, Sorella freut sich, und du, meine Lis, bist froh. Das ist viel.“ Er führte Lis, die ein paar Bissen gegessen, zum Auto hinunter.

„Du bist so schön wie Aschenbrödel, als sie zum Feste fuhr,“ sagte Martin, als der Wagen vor dem Theater hielt.

Der glücklichste von allen, denen Martins Erfolg am Herzen lag, war wohl der Meister. Er war früh am Morgen nach der Aufführung in schweigender Ruhe in seinem Garten herumgegangen, vor sich hinlachend und mit jähem Gebärden seiner Freude Ausdruck verleihend.

„Sorella, ich bin sehr glücklich,“ hatte er beim Frühstück gesagt, „aber mein Herz wehrt sich gegen so viel Freude. Es schmerzt. Du mußt den Arzt kommen lassen.“ Sorella erschrak und der Arzt kam. Er empfahl Bianchi genau das Heilmittel, das dem Meister nicht zur Verfügung stand: er sollte sich nicht aufregen. Dazu verordnete der Arzt ein paar Tage Bettruhe, milde Kost, Früchte aller Art und Sorellas Vorlesen. So saß sie denn an seinem Ruhebett und las Dantes Hölle in Uebersetzung vor, denn ihr Cesare verstand nicht viel mehr von seiner geliebten Muttersprache als den Titel des Werkes. Von seiner Absicht, das längst vergessene Italienisch neu zu erlernen, sich darin zu vertiefen und die Meisterwerke von Italiens Dichtung in der Ursprache zu genießen, sprach er seit seinem zehnten Jahre alle Wochen einmal.

Der Meister erholte sich zwar, doch als der Arzt zum

letztenmal die Treppe hinunterging, schüttelte er den Kopf.

Martins innerem Erleben stand Bianchi abwehrend gegenüber und kampfbereit. Ein Mensch, der angesichts solcher Erfolge sich zurückwünsche in den Urwald und zu den Bestien — so legte er Martins Einsamkeitsbedürfnis aus —, ein solcher Mensch verdient die Gabe Gottes nicht, die ihm geschenkt wurde. Er schalt Martin einen rückschrittlichen Hampelmann. Wenn er aber von seinem Singen zu reden anfang, dann traten dem Meister dabei Tränen der Freude in die Augen.

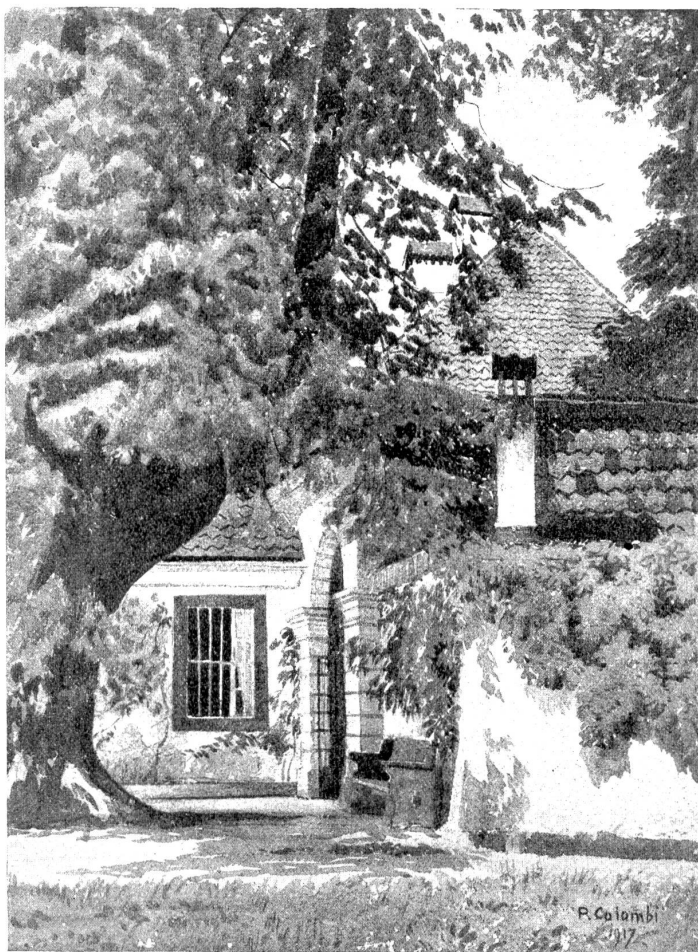
„Ein wenig Strauß, Martin, Allerseelen,“ bat er. Still hörte er zu mit einem fremden, den andern ungewohnten Ausdruck in den Augen.

Es gab mancherlei Meinungsverschiedenheiten zwischen dem altbewährten und dem neuen Meister, und bei dem Essen, das Sorella nach Cesares kurzem Krankenlager hatte richten lassen, bunt von Blumen und Früchten, kam es zu hitzigen Auseinandersetzungen. Martin tadelte die Art der Reklame, die bei solchen Gelegenheiten angewendet wurde.

„Es soll sich ein jeder aus sich selbst heraus durchsetzen,“ behauptete er. „Er soll vermöge seiner Kunst und seines Fleißes zu der Höhe hinansteigen, zu der er befähigt ist.“ Da lachte Bianchi gellend und fuchtelte mit seiner Gabel herum, daß Sorella ihn am Arm festhalten mußte.

„So hat man es vor Jahren gemacht, zu meiner Zeit, damals, als man sich noch das halbe Leben lang abraderte, sang und sich mühte und sang und sang und endlich zu





Plinio Colombi: Partie vom „Schlösschen“ in Kirchdorf (Aquarell).

Ehren kam, kurz ehe die Stimme zum Teufel war. Wie ein Fußgänger ging da der Ruhm, mühsam mit Rucksack und Wanderstab, jetzt wird vorher das Nötige getan, und: Ein

Posaunenstoß, du bist berühmt! So muß es gemacht werden und so haben wir es gemacht.“ Er mußte schweigen, sein Herz wehrte sich gegen Meinungsverschiedenheiten.

Der zweiten Vorstellung am Sonntag hatte Bianchi nicht bewohnen dürfen.

Am Donnerstag aber, dem dritten Lohengrin-Abend, saß er wieder in seiner Loge und neben ihm in ihrer ganzen Behäbigkeit Mutter Marei, die in die Stadt gepilgert war, um Martin, oder eigentlich Vis, in Ruhm und Glanz zu bewundern. Als Bianchi gehört, daß die Pflegemutter seines vergötterten Lieblings anwesend sei, hatte er ihr und Vis seine Loge anbieten lassen. Vis hatte eigentlich wenig Lust, sich im Theater neben ihr zu zeigen, breit und glänzend und rotbraun wie sie war. Aber Bianchi hatte als selbstverständlich angenommen, daß Vis ihre Mutter hinführen werde, und sie hätte sich vor dem Meister geschämt, die gute Frau zu verleugnen.

So saß denn Frau Marei unbeweglich da, während des ganzen ersten Aktes, die Hände über dem Leib gefaltet und sich hie und da über die geglätteten Haare fahrend, manchmal die weitaufgerissenen Augen schließend, daß sie einem Suh'n glich, das sich in unbekannte Welten verirrt. Unbeschreiblich andächtig sah sie aus. Als der Vorhang fiel, legte sie ihre Hand mit dem einknöpfigen Handschuh über den roten Fingern auf Bianchis Arm und fragte beklommen: „Aber der im Harnisch war doch nicht unser Martin? Der hat nicht solche Loden.“ Und nach dem zweiten Akt wollte sie von Vis wissen, ob das angehe, daß Martin so vor allen Leuten eine andere küsse und ob er sich denn nicht schäme; und als der Vorhang endgültig gefallen, weinte sie noch lange, daß der Martin, der doch sonst nicht so sei, einfach davonlaufe und diese Elsa am Ufer liegen lasse. (Fortsetzung folgt.)

### ≡ Plinio Colombi. ≡

Mit den klangvollen Lauten dieses Namens verbindet heute jeder um die Kunst Wissende angenehme Farbenvorstellungen. Ganz sicher spielen in diesem Erinnerungsbild blaue Farbentöne die Hauptrolle, und zwar jene zarten blässen Nuancen, wie sie an der beschatteten Seite von Schneehügeln entstehen und die nur sichtbar werden im Zusammensein mit dem strahlenden Weiß, das auf sonnenbeschienenen Schneefeldern liegt. Plinio Colombi — der Schneemaler. Richtig, da haben wir den Zusammenhang der Vorstellungen. So edle und schöne Schneelandschaften, wie sie im Basler und Berner Museum hängen, malt nur Colombi. So rein und poetisch wie er, hat kein anderer die Berglandschaft im Winterkleid empfunden und in Farben ausgedrückt. Insbesondere ist er dem Schnee als malerischem Problem nachgegangen mit einer Liebe und Hingebung, die zur Bewunderung zwingt. Er hat in zahllosen Studien die Naturgeschichte des weißen Elementes künstlerisch festgehalten, hat lodernen Neuschnee, körnigen Firnschnee, schmelzenden Frühlingschnee gemalt, hat die weichen Formen der Schneelandschaft mit ihren tausend und abertausend Variationen frisch und naturwahr auf die Leinwand gezaubert; oft ließe die Fülle der Details an das photographische Verfahren denken, spräche nicht die freie künstlerische Auffassung so offensichtlich gegen jeden platten Naturalismus. Mit einer

Liebe, die eigentlich nur der Skifahrer nachempfinden kann, hat er insbesondere weitgedehnte Schneefelder im Gebirge



Maler Plinio Colombi, Kirchdorf.

gemalt. Seine Winterlandschaft im Basler Museum, die eine Partie am Bruchpaz darstellt, ist hiefür charakteristisch.